

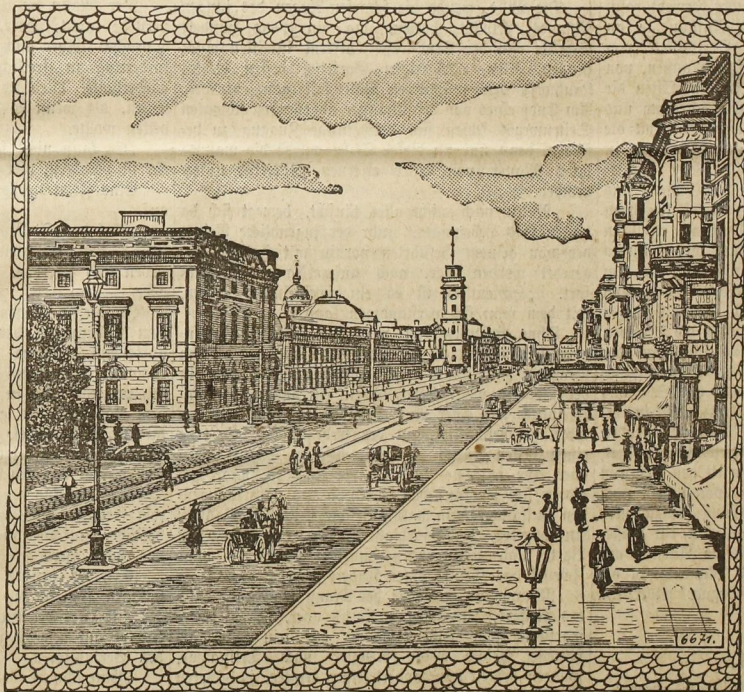


Zur Lage in St. Petersburg.

Die Nachrichten über den Arbeiteraufstand in St. Petersburg nehmen den spärlichen Depeschen vom Kriegsschauplatz das Interesse. Für die Entwicklung der Dinge in Ostasien sind die Vorgänge in der russischen Hauptstadt ebenso maßgebend, wie der bisher so unglücklich geführte Krieg das einzige Mittel war, die ungeheuren Mißstände dem einzelnen und der Allgemeinheit zum klaren Bewußtsein zu bringen. Die Vernichtung der russischen Flotte, die unausgesetzten Niederlagen der russischen Heere genügten noch nicht, den fast scheuen Glauben an Rußlands ungemessene Machtfülle zu erschüttern. Erst die Uebergabe von Port Arthur nahm dem bisherigen Regierungssystem die letzte Stütze. In den Augen des russischen Volkes wurde die Uebergabe von Port Arthur zugleich eine Veranlassung zur sichtbaren Unzufriedenheit mit der Regierung. Je schwerere Unglücksfälle das russische Reich jetzt treffen, desto sicherer werden sie auf das Entstehen eines neuen russischen Reiches auf modernen Regierungsgrundsätzen hinwirken, wie sie nicht nur für Rußlands Zukunft, sondern auch für seine Stellung den anderen Staaten gegenüber passen. Der Zweck dieser Zeilen ist keine politische Darlegung, sondern eine Betrachtung der augenblicklichen Lage in St. Petersburg. Von größter Wichtigkeit ist die Klärung der Auffassungen, ob die Vorgänge in Petersburg der erste Aniang einer Revolution der ganzen russischen Bevölkerung gegen das heutige Selbstherrschertum und gegen seine Beamtenwillkür sind, oder ob dieser Aufstand mehr lokal, nur als der Ausdruck der Petersburger Arbeiterbevölkerung gegen ihre jetzigen Arbeitgeber und Beamten angesehen werden darf. Gegen diese Anschauung spricht der Inhalt der Forderungen, deren Zusage auf Erfüllung sogar dem unumchränkten Zaren garnicht möglich ist. Ebenso läßt sich annehmen, daß die Leitung des Aufstandes beabsichtigte, solche Forderungen zu stellen, wie sie

der Zar beim besten Willen nicht bewilligen konnte, und daß diese unbefannte Leitung für den sichern Fall der Nichtannahme der Bittschrift oder der Verweigerung ihr weiteres Verhalten schon voraus berechnet und vorbereitet hatte. Gewiß ist das sehnliche Verlangen nach einer konstitutionellen Regierung über das ganze Reich verbreitet. Dennoch erscheint der Ausbruch des Aufstandes bisher noch örtlich, doch

sich schreiten der Truppen unter Gebrauch der Feuerwaffen gegen die Arbeitermenge. Der letztere Akt macht das Ereignis vom 22. Januar zu einem äußerst ergreifenden Trauerpiel, das voraussichtlich noch die Veranlassung zu einem weit beklagenswerteren Nachschlage geben wird. Demjenigen, der sich nur ein Bild aus den Berichten machen kann, drängt sich der Eindruck auf, daß das scharfe Vorgehen der russischen Militärmacht nicht unumgänglich erforderlich gegen die zum größten Teile unbewaffnete Menge war. Das Einschreiten erscheint aber nicht nur unnötig, sondern unklug. Man glaubte durch das Aufstellen eines blutigen Exempels die Teilnehmer abzuschrecken und die Ruhe mit verhältnismäßig geringem Kraftaufwande wieder herzustellen. Auch hierin scheint die Regierung sich getäuscht zu haben. Aus den zudringlichen Bittstellern wurden zur Rache auffordernde Empörer. Das Einschreiten der Truppen verfehlte seinen Zweck und verschlimmerte die Lage. Die militärische Maßregel vom 22. Januar war also verfehlt. Jetzt wird von weiteren militärischen Unternehmungen zur gewaltsamen Unterdrückung des Aufstandes gemeldet. Man erwartet die Erklärung des Belagerungszustandes, während die Besetzung der öffentlichen Gebäude und Plätze, die Ueberwachung des Straßenverkehrs durch Truppenpikets und Patrouillen zu erfolgen habe. Diese Maßregeln deuten auf einen Straßenkampf mit der raschbürtigsten, aufgegebenen Bevölkerung und damit auf die für die Truppen nachteiligste Kampfesform, denn die Truppen müssen auf einem dem Gegner geborigen, ihm unendliche Vorteile bietenden Terrain kämpfen. Alle Erfolge der Truppen im Straßenkampf lösen die militärische Ordnung auf. Sie sind äußerst verlustreich und dennoch belanglos, weil es sich stets um ganz örtliche Kämpfe handelt. Wird in der Front eine Barrikade genommen, so entleert im Rücken schon wieder eine neue. Der Kampf in den einzelnen Straßen bleibt erfolglos. Ist es wirklich einmal soweit gekommen, daß die Truppen gegen das eigene Volk geführt



Der Nevski-Prospekt, die Hauptstraße von Petersburg, einer der wichtigsten Schauplätze der blutigen Kollision zwischen Militär und dem Volk.

stelt zu befürchten, daß auch an anderen Orten, Moskau, Charkow, Warschau usw. die Flamme der Unzufriedenheit emporlobet und die Bevölkerung gleichfalls zu den Waffen greift, um den Zaren zur Annahme der Forderungen zu zwingen. Geht man die Hauptereignisse des Petersburger Aufstandes hervor, so sind es die Ankündigung der Ueberreichung der Arbeiterforderung an den Zaren, die Abreise des Zaren nach Sarskoje Selo, um diese Demonstration zu verhindern und drittens das Ein-



werden müssen, so hat dieser Kampf nur Aussicht auf durchschlagenden Erfolg, wenn er nach einheitlichem Ziele geführt wird. Die Bekämpfung ausständigiger Städte erfolgt am zweckmäßigsten von der Peripherie aus; konzentrisch Schritt für Schritt und gleichzeitiges Vorgehen. Hierbei ist in Betracht zu ziehen, daß die große Masse der Aufständigen zum größten Teil an der Peripherie in den Vorstädten ihren Wohnsitz hat, und daß der Kampf von außen her gleich von Anfang an gegen den Herd der Empörung gerichtet wird. Ist das Eindringen in die Stadt von mehreren Seiten her gesichert, so bringen die Truppen abschnittsweise und gleichzeitig nach innen vor. Die Berichte über die heftigen Zusammenstöße zwischen den Truppen und den zum Teil schon bewaffneten Arbeiterscharen nennen die Gegend des Namaschen Triumphbogens der Vorstadt Wafiliofirow als Hauptschauplatz der verlustreichsten Zusammenstöße. Bei der taktischen Durchführung des Straßenkampfes stehen die Chancen keineswegs auf Seiten der einheitlich und gut bewaffneten Truppen, wie im allgemeinen angenommen wird. Die Feuerwirkung der Truppen ist meist auf größte Entfernungen und bei Entfaltung langer Feuerfronten berechnet, der Straßenkampf aber ist ein Kampf in Defilee, auf kurze und kürzeste Entfernung und in sehr schmaler Front. Die Bewaffnung der Truppen wird bei den Aufständigen wettgemacht durch alle die Hilfsmittel technischer und chemischer Fabriken, Beleuchtungs- und Wassererfordernisse-Einrichtungen moderner Städte, in deren Ausbeutung die Leute der Arbeiterbataillone Meister sind.

Der einzige große Vorteil, den die Truppe im Straßenkampfe Aufständigen gegenüber genießt, besteht in der militärischen Jucht, in der Ordnung zu einheitlichem Handeln. Ihm gegenüber verweht rasch der Rauch der Begeisterung, den Aufständigen im Anfang zeigen. Die Lage und Dertlichkeit von Petersburg begünstigen den Angriff von außen, von der Süd- und Nordseite her, während im Osten die obere, 500 Meter breite Newa die Einschließung und Ueberwachung erleichtert. Im Westen übernimmt die Flotte die Abschließung. Hierzu kommt, daß die in der Mitte der Hauptstadt gelegene Peter Pauls-Festung einen uneinnehmbaren Stützpunkt bietet und dabei die gegenüber und in der Nähe liegenden großen öffentlichen Gebäude und Institute in ihren unmittelbaren Schutz nimmt. Aus dieser kurzen Darlegung ist ersichtlich, daß, wenn es sich nur um einen Aufstand der Petersburger Arbeiterbevölkerung handelt, dieser am sichersten dadurch niederschlagen ist, daß man vor Beginn des Kampfes die Truppen unter Behauptung der Peter Pauls-Festung aus der Stadt herauszieht, namentlich nach der offen zugänglichen Südfront, dann von Nord und von Süd aus gleichzeitig den Angriff auf die Aufständigen eröffnet, sowie sich der meist im Süden liegenden Bahnhöfe versichert. Dadurch wird Petersburg isoliert, weiterer Zugang verhindert, und es wird den Truppen leichter gemacht werden, gleichzeitig von außen nach innen auf die Peter Pauls-Festung vorzugehen. Vom militärischen Standpunkte aus hat ein bloßer Aufstand der Arbeiterbevölkerung keine Aussicht auf einen Erfolg, wenn die Treue und Manneszucht der Truppen den Verlockungen der Gegner widersteht.

Im Wahn.

Novelle von Eoth. Brenkendorf (Reinhold Detmann). (Nachdruck verboten.)

I.

Die Schwüle eines sonnigen, windstillen Augusttages lastete schwer auf Wiesen und Feldern. Schlaf hingen die durstigen Blätter an den Zweigen; in der unbewegten Luft aber war ein Flirren und Flimmern, das den Augen weh tat und alles Lebendige in den Schatten scheuchte.

Auf der staubigen Landstraße, die in großen Windungen von der Höhe herab dem im Tale gelegenen Städtchen zuführte, zeigten sich zwei Reiter. Ihrem Aussehen nach hatten sie wohl schon einen tüchtigen Ritt hinter sich, und die Hitze mochte

ihnen arg zugesetzt haben, denn ihre jugendlichen Gesichter waren hoch gerötet, und sie ließen ihre Pferde im langsamsten Schritt gehen, ebensowohl um sich selbst als um die erschöpften Tiere zu schonen.

„Sei mir nicht böse, Halliger, daß ich Dich zu diesem schauerhaften Vergnügen überredet habe,“ sagte der eine, sich den Schweiß von der Stirn trocknend. „Ah, wie viel besser würden wir jetzt in meinem kühlen Gartenstübchen bei einer Flasche Markobrunner sitzen!“

Der andere, der gleich seinem Gefährten die Dreißig noch nicht erreicht haben konnte, war durch die ausgestandenen Strapazen offenbar noch nicht um seine alte Laune gekommen.

„Nun, ein guter Trunk an einem schattigen Plätzchen wird doch auch wohl da unten zu haben sein,“ meinte er, und wir werden beides viel besser zu würdigen wissen, als wenn wir es drüben in Neustadt ohne alle vorausgegangene Anstrengung genossen hätten.“

Doktor Seydorz warf einen sehnsüchtigen Blick auf die roten Dächer, die aus ihrer grünen Umrahmung so einladend zu ihnen heraufwinkten.

„Ja, wenn wir nur schon da wären!“ seufzte er. „Aber diese vermißten Wegtrümmungen! Wir brauchen wenigstens noch eine halbe Stunde — und mir klebt buchstäblich die Zunge am Gaumen.“

„Hier ist eine Gartenmauer, also gibt es vermutlich in der Nähe auch ein Haus. Richtig — da schimmert es ja durch die Bäume. Ich denke, seine Bewohner werden nicht so unmensächlich sein, zwei verschmachtenden Wanderern einen Trunk Wasser zu versagen.“

Die Villa, welche die scharfen Augen des jungen Mannes erpäht hatten, lag ein paar hundert Schritte von der Landstraße entfernt inmitten eines großen, alten, parkartigen Gartens, dessen dichtes Laubwerk den einsidigen Bau fast ganz verbarg. Am Ende eines von der Gasse fortgehenden schmalen Seitenweges schien sich der einzige Zugang zu befinden, denn nur an dieser Stelle wurde die manns hohe Mauer von einer eisernen Gittertür unterbrochen.

Wenn mich nicht alles täuscht, bewegt sich da hinten was Lebendiges,“ fuhr der jugendliche Reiter, der von seinem Gefährten vorhin mit Halliger angerebet worden war, nach aufmerksamem Umhinkan fort. „Hoffentlich ist es ein zweibeiniges Wesen, mit dem man sich verständigen kann.“

Ohne Besinnen bog er in den schmalen Seitenweg ein und ritt an der Parkmauer hin, der offenen Gittertür zu. Was er da gesehen hatte, war in der Tat ein menschliches Wesen, ein Mann, der anscheinend mit einer Ausbesserung an dem eisernen Torflügel beschäftigt, an der Erde kniete. Er trug einen hellen Anzug von europäischem Schnitt, dazu aber eine seltsame, turbanartige Kopfbedeckung, und als er sich jetzt auf das Geräusch des näherkommenden Hufschlages hin halb aufrichtete, erblickte Halliger ein hageres, bronzefarbiges Gesicht mit schwarzem Warte und tiefstehenden dunklen Augen — ohne Zweifel das Gesicht eines Inders oder Arabers.

Regungslos erwartete der Mann die Annäherung des Reiters, sein saltiges Antliz aber, dessen scharf markierte Züge keinen Schluß auf sein Alter gestatteten, zeigte weder Regier noch Teilnahme, sondern behielt unverändert seinen ernsten, ja düsteren Ausdruck. Als Halliger etwa noch zwanzig Schritte entfernt war, erhob er plötzlich wie abwehrend die Hand und sagte mit fremdländischem Accent auf englisch: „No entrance!“

Halliger ließ sich dadurch nicht abhalten, näher zu reiten und den braunen Türhüter im freundlichsten Tone anzurufen: „Fürchten Sie nichts, guter Freund! Wir haben nicht die Absicht, dies Haus zu stürmen, sondern bitten nur um ein wenig Wasser für uns und unsere Pferde!“

Er hatte das Gittertor erreicht; aber in diesem Moment — gerade als er lachenden Mundes das letzte Wort gesprochen hatte — sprang mit wüten-

dem Gebell ein riesenhafter Bullenbeißer hinter dem Türflügel hervor und gegen den Kopf des Pferdes an. Der erschrockene Gaul machte einen mächtigen Satz zur Seite, und der Reiter, der auf eine so ungestüme Bewegung des Tieres nicht vorbereitet gewesen war, wurde dadurch in weitem Bogen aus dem Sattel geschleubert. Das Unglück wollte, daß er im Fallen mit dem Kopf hart gegen die Mauer schlug. Es gab einen schauerlich dumpfen Klang; der Gestürzte aber ließ keinen Schmerzensschrei aus, sondern blieb regungslos liegen, während sich um sein blondes Haupt rasch eine rote Blutlache auf dem festen, steinigen Boden bildete.

Doktor Seydorz war im Augenblick aus dem Sattel. Der bronzefarbige Türhüter mit dem weißen Turban war aufgesprungen, stand jedoch unbeweglich auf seinem Platze, und der Hund warf sich zähnefletschend auch dem Doktor entgegen. Aber ein Hieb mit der Reitpeitsche bestimmte ihn, sich winselnd zurückzuziehen, und ungehindert konnte der erschrockene Arzt sich seinem verunglückten Gefährten widmen.

Halliger lag mit weit offenen, starren Augen da wie ein Toter; seine Züge waren schlaff, und die eben noch blühende Farbe seines Antlitzes war einer wächeren Blässe gewichen. Aus einer weit klaffenden Wunde rieselte mannsförllich das Blut.

Mit tiefemler Miene erhob sich nach kurzer Untersuchung der junge Arzt und wandte sich dem finster blickenden Orientalen zu: „Mein Freund muß unverzüglich aus diesem gefährlichen Sonnenschein an einen kühlen, schattigen Ort gebracht werden. Helfen Sie mir also, ihn in das Haus dort zu tragen. Aber schnell, denn an einer vergeudeteten Minute hängt möglicherweise sein Leben.“

Der Mann im Turban rührte sich nicht. „Ich verstehe dich, Herr,“ murmelte er in englischer Sprache. Aber auch als Doktor Seydorz seine Auforderung in freilich sehr mangelhaftem Englisch wiederholte, blieb er neben dem offenen Türflügel stehen, als wenn er den Zugang mit seinem Leibe decken wollte.

„Es kann nicht sein, Herr! niemand darf herein. Es ist verboten, hier einzutreten.“

Eine Hornswelle stieg in des Doktors Antliz auf.

„Auf der Stelle tun Sie, was ich Ihnen befehle,“ rief er gebieterisch. „Es handelt sich um Leben und Sterben. Also geben Sie den Weg frei, oder —“

In diesem Augenblick nahte eine andere Person dem Schauplatz des Unglücksfalles. Es war ein auffallend magerer alter Herr, der mit schnellen Schritten aus einem der Laubgänge hervortrat. Er sah vornehm aus in seinem dunklen Anzug und mit dem wohlgepflegten grauen Bart, der ihm weit über die Brust herabfiel. Sein Gesicht war kug und energisch, aber es zeigte jene gelbe Farbe, die Europäer sehr häufig von einem längeren Aufenthalt in den Tropen mitbringen. Er wachte den Hund ab, der ihm freudig entgegen sprang, und wandte sich mit höflicher Entschiedenheit an Seydorz: „Was geht hier vor, mein Herr?“

Seydorz grüßte höflich und gab mit kurzen, hastigen Worten die verlangte Aufklärung. Sobald der alte Herr begriffen hatte, um was es sich handelte, trat er auf den Weg hinaus und beugte sich über den Verunglückten.

„Eine schwere Gehirnerschütterung, wie es scheint,“ sagte er mit gedämpfter Stimme. „Sie haben recht: Ihr Freund darf nicht länger hier den Einwirkungen der Sonnenglut ausgesetzt bleiben. Wir wollen ihn gemeinsam irgendwohin in den Schatten tragen.“

Er mußte trotz seiner Magerkeit noch über hinlängliche Körperkräfte verfügen, und Seydorz sah an der fürsorglichen, behutsamen Art, wie er den Verlegten an den Schultern faßte, daß er sich auf den Transport von Schwerverkranken gut verstand. Im Vorüberstreifen rief er dem Diener in englischer Sprache zu: „Winde die Pferde an einen Baum, Dhalip, und schließe das Tor!“

Dann, nachdem sie mit ihrer schweren Bürde ein Stück weiter waren, drehte er sich noch einmal

*) Kein Eintritt!

nach dem Diener um. Aber die Worte, welche er ihm jetzt zuwarf, gehörten einer Sprache an, die Seydorf nicht verstand. Noch ehe sie das Haus auf mühseligem Wege erreicht hatten, schlüpfte Dhalip mit lautloser Behendigkeit an ihnen vorbei, und als sie dann die zu einer Terrasse emporführenden wenigen Stufen erstiegen, stand seine weiße Gestalt mit dem braunen, unbeweglichen Gesicht bereits oben in der offenen Tür.

In einem großen, lustigen Zimmer, das der herabgelassenen Fenstervorhänge wegen den vom hellen Tageslicht geblendeten Augen der Eintretenden im ersten Moment ganz dunkel erschien, legten sie den Verunglückten auf ein Ruhebett nieder.

„Es wird zunächst nötig sein, die Wunde zu untersuchen und die Blutung zum Stehen zu bringen,“ sagte der Graubärtige, der seinem ganzen Auftreten nach nur der Herr des Hauses sein konnte. „Wollen Sie die Güte haben, mein Herr, mir ein wenig dabei zu helfen?“

„Es war fogar meine Absicht, es allein zu tun. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Doktor Bruno Seydorf, praktischer Arzt aus Neustadt. Wie es mir scheinen will, sind wir Kollegen.“

Der andere hatte einen der Fenstervorhänge so weit zurückgezogen, daß ein schmaler Lichtstreifen auf das Haupt des Verwundeten fiel, eben stark genug, um die Vornahme der erforderlichen Manipulationen zu gestatten. Es war dadurch eine auffallend lange Zeit vergangen, ehe er antwortete: „Ich habe allerdings lange genug die ärztliche Praxis ausgeübt, um die Behandlung eines so einfachen Falles wohl übernehmen zu können. Aber ich mußte natürlich nicht, daß wir Berufsgenossen seien, sonst hätte ich Ihnen, da es sich ja um Ihren Freund handelt, selbstverständlich sogleich den Vorrang gelassen. Uebrigens finden Sie hier alles, was Sie brauchen. Erlauben Sie mir nur, Ihnen als Assistent zu dienen.“

Dhalip, der beim Betreten des Hauses seine Schutze abgestreift hatte und sich auf nackten Füßen bewegte, hatte geräuschlos einen großen Kasten mit Verbandzeug heringebracht und einen Kleineren, der eine Menge vortrefflich gearbeiteter chirurgischer Instrumente enthielt. Seydorf atmete erleichtert auf, als er sah, daß hier wenigstens alles geschehen konnte, was Menschenknecht für seinen armen Freund zu tun vermochte.

Ohne viel unnütze Worte zu wechseln, taten beide, was ihre Wissenschaft ihnen vorschrieb. Nach dem Verlaß einer Viertelstunde hatte Seydorf die letzte Nabel in seinem geschickt angelegten Verband befestigt, und fast gleichzeitig schlug Halliger unter den Bemühungen des anderen langsam die Augen auf.

„Wie fühlst Du Dich, Werner?“ fragte der junge Arzt. „Siehst Du mich? Und kannst Du mich erkennen?“

„Ja,“ kam leise und sichtlich mühsam die Antwort. „Aber was ist denn eigentlich mit mir geschehen?“

„Dein Pferd hat Dich abgeworfen, aber Du bist glücklicherweise mit einem tüchtigen Loch im Kopf davongekommen.“

Halliger tastete nach seinem verbundenen Kopfe. Seine schlaffen Züge fingen allgemach an, sich zu beleben, aber es war zunächst nur Erstaunen, das sich in ihnen ausdrückte.

„Werkwürdig!“ flüsterte er. „Ich kann mich durchaus nicht daran erinnern. Und dieses Zimmer? — Wohin hast Du mich gebracht?“

„In das Haus, vor dessen Tür Dir der Unfall zustieß. Es ist keine Gefahr vorhanden, aber Du wirst immerhin genötigt sein, die Gafreundschaft dieses Herrn für einige Tage in Anspruch zu nehmen. Ich hoffe, Sie haben dagegen nichts einzuwenden, Herr — Herr — Verzeihung, ich muß Ihren Namen vorhin wohl überhört haben.“

„Ich heiße Linden, Doktor Robert Linden,“ sagte der Angeredete, der sich seit dem Erwachen des Patienten wieder an den Fenstervorhängen zu schaffen gemacht hatte, und nach einem kurzen Zaudern fügte er hastig hinzu: „Was aber die von Ihnen erwähnte Gafreundschaft betrifft, so fürchte ich, sie leider nicht

gewähren zu können. Es gibt zwingende Gründe, die es mir zu meinem lebhaften Bedauern verbieten.“

Seydorf runzelte die Stirn. „Nehmen Sie mirs nicht übel, Herr Kollege, ich hoffe, das war noch nicht Ihr letztes Wort. Ich will garnicht davon reden, daß Ihr Hund das ganze Unglück angerichtet hat, aber als Mensch und vor allem als Arzt hätten Sie auch ohnedies die Pflicht, alles nur mögliche zu tun, um einem schlimmen Ausgang vorzubeugen. Und Sie werden ja wohl nicht für bare Münze genommen haben, was ich meinem Freunde soeben zu seiner Beruhigung sagte. Die Sache ist ernst! Sie sehen, er ist schon wieder ohne Bewußtsein, und ihn während der nächsten Tage irgendwohin zu transportieren, wäre höchst gefährlich.“

Doktor Linden antwortete nicht. Nervös zerrte er an seinem grauen Bart, und die Ratlosigkeit eines lebhaften inneren Kampfes spiegelte sich deutlich auf seinem Gesicht.

Seydorf wartete eine kleine Weile, dann fuhr er noch einbringlicher fort: „Uebrigens verbürge ich mich Ihnen dafür, daß Sie außer der Vergabe eines Zimmers und einer Lagerstätte keinerlei Ungelegenheiten haben werden. Ich werde, wenn es sein muß, noch für diese Nacht eine Pflegerin beschaffen, und ich selbst —“

Mit einer beinahe heftig abwehrenden Handbewegung fiel Linden ihm in die Rede. „Unmöglich! Ganz unmöglich! Sie mügen recht haben, wenn Sie sagen, daß ein Transport des Patienten vorerst mit Gefahr für sein Leben verbunden wäre, und ich bin bereit, die Gebote der Menschlichkeit zu erfüllen. Er mag bis auf weiteres hier bleiben, aber ich kann nicht einwilligen, außer ihm noch eine andere fremde Person über Nacht in meinem Hause zu beherbergen. Ich werde mich mit meiner Dienerschaft in seine Pflege teilen. Es soll ihm an nichts fehlen. Genügt Ihnen das nicht, so müßte ich zu meinem Leidwesen auf seiner Ueberführung an einen anderen Ort bestehen.“

Es war soviel unbedingte Entschiedenheit in dieser Erklärung, daß Seydorf im Interesse des Freundes darauf verzichtete, seinem Bekreunden Ausdruck zu geben, und sich begnügte zu fragen: „Wenn ich recht verstehe, würden Sie also auch mir verbieten, diese Nacht bei dem Kranken zu wachen?“

„Ich kann nicht anders. Rückfichten, die für mich allen anderen vorangehen müssen, sind es, die mich dazu zwingen. Ich wehre Ihnen natürlich nicht, Ihren Freund am Tage zu besuchen und sich durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß ihm hier alle erdenkliche Sorgfalt zugewendet wird. Aber fordern Sie nicht mehr, und ersparen Sie mir die fatale Notwendigkeit, anderen Besuchern durch meine Dienerschaft den Eintritt verweigern zu lassen. Die Angehörigen des Patienten müssen sich eben mit dem Wiedersehen gedulden, bis sein Befinden eine Ueberwindung gestattet.“

Von dieser Seite her haben Sie kaum eine Belästigung zu fürchten. Halligers Eltern sind tot, und seine einzige Schwester ist an einen deutschen Kaufmann in Sankt Petersburg verheiratet.

„Und seine Freunde?“
„Er hat keine in der Nähe außer mir, bei dem er zu Besuch ist. Werner Hallinger ist Künstler — Bildhauer — möglicherweise ist Ihnen sogar sein Name nicht mehr ganz fremd, denn er wird im Publikum bereits mit Ehren genannt.“

(Fortsetzung folgt.)

Drei Abende.

Erzählung von Erna von Troll-Borsosyáni.

I.

Die flüssiges Gold flimmerten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf dem in leuchtenden Farbentönen erglühenden Laub der herrlichen Wälder, als die Gestalt des Gartenfalons eines lieblich gelegenen Landhauses sich aufstak, und ein junges Mädchen in Trauerkleidung auf die Terrasse trat.

Die eine Hand auf das Geländer stützend, mit der anderen vor den bligenden Lichtspielen des sinkenden Gestirns das Auge schügend, ließ es in zärtlichem Umklammern des lieben, trauten Bildes über das schöne, in duftigen Schimmer gehüllte Tal die Blicke schweifen, als sollten sie es für immer dem Gedächtnis einprägen. War es doch für lange Zeit das letzte Mal, daß sie es schauen würde.

Der knirschende Laut nahender Schritte weckte die Sinnende aus ihren schwermütigen Träumereien. In dem die Villa umgebenden Garten wurden zwei der Terrasse zuschreitende Gestalten sichtbar, ein junger Mann mit auffallend hübschen, frohe, tede Lebenslust verratenden Gesichtszügen und ein etwa zwölffähriger Knabe, der, während ersterer grüßend den Hut zog, zum Balkon hinaufstief:

„Weißt Du schon, Gisela, daß Robert heut von Steinach hierherkommt, um Dich vor Deiner Abreise noch zu sehen? Wir erwarten ihn jede Minute.“

Bevor Gisela noch Zeit gefunden, zu antworten, war der Junge, seinem Begleiter voranstellend, schon über die Freitreppe hinangestürzt, und seine Arme zärtlich um des jungen Mädchens Nacken schlingend, rief er vorwurfsvoll:

„Es ist wirklich abscheulich von Dir, daß Du uns verläßt! Jetzt wird wieder die Langeweile in unser Haus einziehen, wie es war, bevor Du zu uns gekommen! — Ach, wenn Du doch nur hierbleiben wolltest!“

Ein wehmütiges Nähneln zog über Giselas Lippen.

„Glaubst Du denn, lieber Fritz,“ antwortete sie leise, „daß ich leichtem Herzens von hier scheide? Es fällt mir schwer genug, von Deiner guten Mutter, von Dir, mein lieber, schlummer Better, und von dem schönen Braunfels mich zu trennen.“

„Und doch trifft den Scheidenden das leichtere Los,“ warf Volkmann, Fritzens Hofmeister, der, herantretend, Giselas Worte gehört hatte, jetzt ein. „Er verläßt nur seine Umgebung. Neue Eindrücke, neue Menschen verwischen und ersetzen die früheren. Der Zurückbleibende aber hat keinen Ersatz für das Verlorene, er fühlt nur die Lücke, die öde, nie und durch nichts ausfüllbare Leere.“

Der Knabe aber setzte sein Fragen fort. „Wenn Du selbst nicht gerne fortgehst,“ rief er eifrig, „dann verstehe ich nicht, warum Du es tust! Du weißt doch, wie glücklich Du uns alle durch Dein Hierbleiben machen würdest!“

Gisela schüttelte den Kopf.

„Es gibt Dinge im Leben,“ antwortete sie, „die man zu tun gezwungen ist, die man auch nicht gerne tut und man dennoch tun muß. Es ist ein moralischer Zwang, der noch weit bindender ist, als der physische. In späteren Jahren wirst Du dies wohl selbst erfahren. Jetzt bist Du noch zu jung, es zu verstehen.“

Fritz verzog schmöllend seine Lippen. Zu widersprechen wagte er in der Gegenwart seines Präzeptors nicht, so begnügte er sich damit, mit seiner kleinen Faust ärgerlich auf der Handfläche der Geländerbrüstung, an der er lehnte, ärgerlich herumzuhämmern. Blöthlich rief er aus: „Ach, da kommt ja Robert!“ und lief eilig die Treppe hinab.

In der Tat sprengte in diesem Augenblick ein bestauber Reiter auf dem Freiplatz vor dem Hause ein, schwärmend sich aus dem Sattel, und schloß den heranströmenden Knaben in seine Arme.

Volkmann aber wendete sich zu Gisela.

„Fräulein, Sie verlassen morgen diesen Ort, um ihn gewiß erst wiederzusehen, wenn ich nicht mehr hier weile. Darf ich diese Minute des Alleinseins benützen, Ihnen Lebewohl zu sagen? Und darf ich mit dem Grusse scheiden: Auf Wiedersehen?“

Eine jähe Röte war in Giselas Wangen gestiegen, um sogleich einer tiefen Blässe zu weichen. Ohne ihr Auge zu dem jungen Manne zu erheben, reichte sie ihm die Hand.

„Leben Sie wohl, und — ja, gewiß — auf ein recht frohes, baldiges Wiedersehen!“ sagte sie, mühsam die Worte suchend.

Da preßte Volkmann einen Kuß auf ihre Hand und in heißem Flüstern kam es über seine Lippen,

Gisela, ich glaube, Sie müssen es ahnen, was ich für Sie fühle! Noch darf ich Sie nicht um Antwort bitten. Aber wenn es mir geclückt sein wird, eine Stellung zu erringen, die es mir gestattet, ein Heim zu gründen, dann werde ich Sie fragen, ob Sie mich für würdig halten, dieses Heim mit mir zu teilen."

Gisela, antwortete nicht. Zu plötzlich hatte das Geständnis sie getroffen. Auch tauchte in diesem Augenblick Robert hinter den in mächtigen Kübeln am Eisengitter der Terrasse aufgestellten Orangebäumen auf, der, den Knaben an der Hand, der Treppe zuschritt. Nur ein hastiger Druck ihrer sich nun rasch zurückziehenden Hand sagte Volkmann, daß sein Befehlnis keine Abweisung erfahren habe.

Ihr beide Hände entgegenstreckend, eilte Robert auf Gisela zu, den feindselig forschenden Blick, mit dem Volkmann seinen flüchtigen Gruß mit ausgefuchter Höflichkeit erwidern, ihn streifte, nicht bemerkend.

"Du Grausame," rief er, mit gezwungen scherzhaftem Tone, indem seine treuherzig blickenden Blauaugen Giselas Auge suchten, "heut' früh nach Steirach zurückgekehrt, erfuhr ich Deine auf morgen festgesetzte Abreise. Es scheint, Du hättest es über das Herz gebracht, fortzuziehen, ohne mir Adieu zu sagen."

Sein offenes, ehrliches Antlitz war gerötet vom scharfen Mitt. Jetzt zog er den Hut, um sich den perlenden Schweiß von der Stirn zu trocken. "Wirklich," fuhr er lachend fort, "ich muß Dich wohl um Verzeihung bitten, durch mein Kommen Deinen holländischen Abschied vereitelt zu haben."

Er schwieg betroffen. Jetzt erst bemerkte er den Ausdruck verlegener Zerknirschtheit in Giselas Gesichtszügen, die, noch tief bewegt von dem abgelegten Geständnis, auf ihrer Hand noch den Kuß der glühenden Lippen fühlend, die heftige Verwirrung ihrer Seele noch nicht bemeinert hatte. Mit seinem Blick von Gisela zu Volkmann schweifend, der, sehr blaß, aber eine gleichmütige Ruhe zur Schau tragend, am Gitter lehnte, fühlte Robert sich von einem plötzlichen Unbehagen beschlichen, das auch die heiteren Worte, zu welchen Gisela, seinen scherzhaften Vorwurf parierend, sich endlich aufrastete, und Frikens harmloses Geplauder, der dem älteren Bruder tauferlei ihm wichtig scheinende Neuigkeiten zu erzählen mußte, nicht zu verschweigen vermochten. So empfand er es als eine Erleichterung, als das Erönen der Glocke die kleine Gesellschaft zum Abendische rief. Und unter dem Einflusse der Gegenwart der Hausfrau, deren sanft gütiges Wesen die miewohl manchmal recht wehmütig anklingende Unterhaltung wohlthuend beherrschte, schwand äußerlich aller Zwang und alle heimliche Unruhe der in ihrem Innern so tief erregten Gemüter.

Als Gisela aber, gleich den anderen, sich in ihr Schlafzimmer zur Ruhe zurückgezogen hatte, fühlte sie, daß sie keinen Schummer würde finden können. Zu klümicpochte ihr das Herz. An das offene Fenster gelehnt, in die stille sternjunktende Nacht hinausblickend, zog es sie mächtig ins Freie. Im hehren Frieden der Natur würde sie allmählich auch für ihre Seele Ruhe finden.

Leisen Schrittes eilte sie durch den Gartenalon über die Terrasse in den Garten. Mit durstigen Zügen trank sie die würzige Luft, fühlte es köstlich um ihre Stirn streichen. Wie berauscht blickte sie um sich. Der Blumenduft, das magische Silberlicht des Halbmondes, das sich zauberisch von den tiefen Schatten abhob, der tiefblaue Himmel, über den einzelne, kleine, schimmernde Wölkchen hinwegzogen — o, hatte sie denn dies alles je so schön gesehen? Wie beflügelte schritt sie dahin, schauend, lauschend, und dabei tief in ihrem Herzen sich unaufhörlich wiederholend: "Er liebt mich — er wird mein eigen werden!"

Ein paarmal schon hatte sie den Garten durch-eilt, da ließ sie sich auf eine Bank nieder, mit ent-

zücktem Ohr auf das geheimnisvolle Säuseln und Rauschen der vom Nachtwind unflüsternden Bäume hordend.

Blötzlich aber vernahm sie auf dem harten Kies knirschende Schritte. Wer mochte das sein? Ihr Atem stockte. Eine Gestalt tauchte unter den Bäumen auf. Jetzt fiel das Mondlicht voll auf sie — es war Robert.

Im nächsten Augenblick stand er vor ihr.

"Gisela," rief er leise, "verzeihst Du mir, daß ich Deine Einsamkeit störe? Ich sah Dich in den Garten eilen, und da drängte es mich, Dir zu folgen."

Sie blickte ihn träumerisch an.

"Die herrliche Nacht hat mich herausgelockt. Abschied zu nehmen von diesem Stückchen Erde, wo mir so viel Güte und Liebe zu teil geworden. Deine gute Mutter — auch ich habe ein Mutterherz in ihr gefunden, wie ich ein gütigeres von der Schwester meines Vaters nicht erhoffen konnte."

Sie schwieg, überwältigt von der schmerzlichen Erinnerung an ihren Vater, an dessen Sterbebett sie, die mütterlich schon früh Verwaiste, vor wenigen Monaten gestanden. (Fortsetzung folgt.)

Der Förster marschierte mit seiner Koppel Hunde ab, und Mirzl schlug sich die bangen Gedanken, die sie vorhin quälten aus dem Sinn. Sie sang wie eine Lerche im Hause herum, pußte und fetzte die Wohnung von oben bis unten, zu Mittag kochte sie sich ein einfaches Mal und verpfeifte daselbe in Gesellschaft der Rake und des alten Caro, ein ausgedienter Jagdhund, der nun das Gnadenbrot genoß, und nachdem leterer wieder hinter dem Ofen sanft entschlafen war, holte sie ihr Spinnrad und bei leisem Gesang drehte sich das Rädchen.

So vergingen die ersten Nachmittagsstunden. Da klopfte es plötzlich ans Fenster. Mirzl sprang hinzu und erschraf. Denn draußen stand in dem weißgrauen Nebel die Gestalt des stummen Franzl und bat mit emporgehobenen, gefalteten Händen um ein Almosen.

"Jesus Maria, wie sieht der Mensch aus? Dem muß es schlecht ergangen sein!" So dachte die Dirne, holte aus der Tischlade ein Stück Brot und aus der Tasche eine Kupfermünze, um beides dem Bettler zu reichen.

Der Franzl sah allerdings recht elend aus, durchaus nicht so frisch und wohlgenährt, als zu der Zeit, wo er als Verliebter vor der Mirzl auf den Knien lag. Zur großen Bewunderung der Dirne schlug er die dargebotene Gabe aus, heulte wie ein frierender Hund, rieb die roten Hände, schauderte am ganzen Leibe, zeigte nach dem warmen Ofen und gab durch seine Gebarden und Grimassen zu verstehen, daß sie ihm Einlaß gewähren solle.

"Nun, so komm herein auf eine Viertelstunde, aber nicht länger!" sprach Mirzl, die sich einer gewissen Sorge nicht erwehren konnte, und öffnete ihm die Tür.

Kaum stand jedoch der stumme Franzl mit seinem abgebräunten Gesicht und in seiner abgetragenen Kleidung dicht vor ihr, da zeigte sich's, daß es nicht bloß ein Vorwand gewesen, als er wegen des Frierens hereingewollt. Mit verzweiflungsvoller Geberde ergriff er Mirzls Hand und zog sie in die abetts gelegene Küche. Sie wollte schreien, mit bittender, unterwürfiger Geberde hielt er ihr den Mund zu. Nach raschem Umsichblicken, ob nicht etwa zu irgend einer Spalte ein Spion hereinlauge, begann er nun bergeseit mit allerhand Zeichen zu sprechen, daß Mirzl kaum klug daraus wurde. Zimmer lebhafter bewegte der Stumme Arme und Finger, verzerrte das Gesicht in unsäglich Angst, und hätte er sich zum Reden zwingen können, so wäre es jetzt gewiß geschehen.

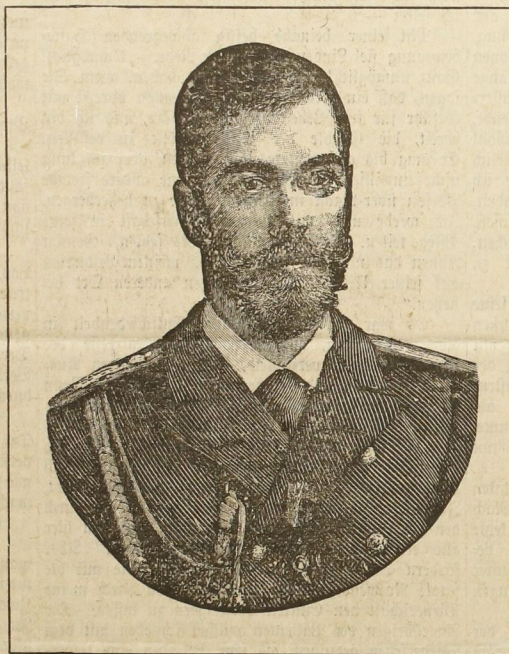
Endlich verstand Mirzl zu ihrem Schreck, daß ihr eine große Gefahr drohe, daß drei, vier Männer um die Wege seien, die böses im Schilde führten, daß Franzl von denselben hergeschickt worden, um im Fortschauße zu kundschaften, und daß ihm der Tod bevorstehe, wenn er den Auftrag nicht vollführen und zu den Räubern zurückkehren würde.

"Räuber? und hier in der Nähe?" fragte Mirzl leise und zitternd. Franzl nickte bejahend. "Und Du bist ihr Kundschafter? O, Franzl, was ist aus Dir geworden?!"

Dieser gab ihr nun zu verstehen, daß man ihn mit Androhung von Prügeln dazu gezwungen, daß er aber aus Liebe und Verehrung für Mirzl sich entschlossen habe, ihr den Aufschlag zu verraten, und sie zu bitten, augenblicklich zu entfliehen, da in kurzem die Räuber da sein würden, um sie zu töten und das Haus zu plündern.

Um sie recht eindringlich zur Flucht zu bewegen, fiel er ihr vor die Knie, küßte ihre Füße und heulte dumpf mit Tränen in den Augen.

Die natürliche, weibliche Jagdstätigkeit rief allerdings anfänglich dem Mädchen zu: "Tue, wie der Franzl sagt und laufe davon!" Aber in der mutigen Tochter des Waldes steckte doch ein gutes Teil männlicher Kourage, deshalb ließ sie die Jagdstätigkeit nicht aufkommen. Sie erinnerte sich, daß sie den Auftrag erhalten, des Vaters Haus und Habe zu bewachen, ferner, daß ein halbes Dutzend guter Jagdgewehre samt Munition zu ihrer Verfügung stand. Das be-



Zar Nikolaus II. von Russland.

Der stumme Franzl.

Erzählung von Karl von Wertheim.

(Schluß)

Am anderen Morgen lag ein dichter, dicker Nebel auf Berg und Tal, sodaß man nicht drei Schritte weit vor sich sehen konnte. Gegen neun Uhr sagte der Förster zu seiner Tochter: "Ich mache mich jetzt mit den Hunden auf den Weg. Gib mir noch einen Tropfen Heidebeergeist mit auf die Reise gegen den bösen Nebel."

Während der Alte die Hunde zusammenkoppelte, füllte ihm Mirzl die Flasche mit Schnaps, steckte Brot in die Waidtaste, dann gab sie ihm einen herzhaften Kuß und sagte: "Liebs Vaterl, komm nur heute Abend sein zeitig heim, je früher, je besser — ich weiß nicht, wies kommt — heute fürchte ich mich beinahe, allein das Haus zu hüten."

"Mirzl, Mirzl!" entgegnete der Vater, schalkhaft mit dem Finger drohend, so etwas höre ich von Dir doch zum ersten Male in meinem Leben! Du Dich fürchten? Nach mich nicht lachen, Dirndl. Schließ Dich ein und schau nach, ob meine Büchsen alle wohl geladen sind. So Gott will, bin ich um fünf wieder da."

dachte sie, außerdem hoffte sie noch auf den Beistand des Himmels. Deshalb sprach sie zu dem sich vor ihr im Staube krümmenden Franzl in entschlossenem Tone: „Mein, Franzl, nein! Du meinst es gut, ich will das glauben. Aber mein Platz ist hier, ich werde mich verteidigen bis aufs Blut; es komme, was da wolle!“

Franzl sprang auf und deutete durch seine Gebärden an, daß er das Mädchen nicht begreifen könne. Dieses aber drängte ihn gegen die Tür und sagte: „Willst Du mir eine rechte Hilfe leisten, so laufe ins Städtchen und mache das Amt rebellisch. Sie werden Dich schon verstehen und mir ein paar Leute zu Hilfe senden. Ich verfliehe hier alles und halte mich gegen die Schelme bis dahin so gut, als es gehen will. Wenn Du Dich recht beeilst, können sie heute noch in Ketten und Banden liegen.“

Franzl vernahm den Auftrag und fuhr vor Schreck zusammen. Heftig schüttelte er verneinend den Kopf.

„Warum willst Du nicht? fragte Mirzl unwillig. „Bin ich denn nicht wert, daß Du mir das Leben rettetest?“

Franzl rang die Hände, und klopfte heftig auf seine Brust und beschrieb mit dem eigentümlichen Ungestüm der Stummen einen Mann, der sich bei der Bande befindet, dem er gehorchen müsse, und den er der Gerechtigkeit nicht überliefern könne.

Mirzl begriff nicht vollständig, was der Stumme eigentlich meinte. Jetzt war auch keine Zeit mehr, lange darüber nachzusinnen. Schnell gefaßt, sprach sie zu dem Stummen: „So werde es, wie Gott will! Mache, daß Du fortkommst! Sage den Schützen, sie würden mein Haus und mein Leben nicht wohlfeil erkaufen! Sage ihnen, der Tod warte hier auf sie! Ich schone niemand und würde auch Dich nicht schonen, wenn Du mir in die Schutzlinie kämst! Hin aus, hinaus! Fort mit Dir!“

Da fiel Franzl aufs neue vor ihr nieder, und aus seinem heftigen Gefühlsleben las Mirzl die Bitte heraus, ihn hier zu behalten, er wolle sie schützen und verteidigen.

„Na, denn in Gottes und der Jungfrau Namen, so bleibe hier! Aber jetzt vorwärts!“ kommandierte Mirzl und begann Fenster und Türen zu verrammeln, wobei ihr der Stumme hilfreich zur Hand ging. Das obere Stockwerk bestimmte die mutige Dirne zum Zeughaus und Hauptquartier. Da oben lag die ersparte Barschaft ihres Vaters, dort befanden sich seine Papiere, seine wenigen Pretiosen und seine besten Waffen. Zwei Aufgänge führten in den oberen

Stoß, von dem Hausflur die größere und von der Unterstufe hinter dem Ofen eine kleinere Wendeltreppe. Die letztere sollte im verzweifeltsten Falle zum Rückzuge benützt werden. Mirzl befaß wirklich etwas militärisches Genie, sie verlor den Kopf nicht und vergaß nicht das notwendige. Nicht nur Munition schleppte sie in ihre Festung nach oben, sondern auch einen Laib Brot und einen Krug Wein, damit die Besatzung bei Kräften bleiben solle. Ebenso ließ sie durch Franzl zwei Bund Stroh hinaufbefördern, zu welchem Zwecke wird man später erfahren.

So wohlverwahrt und eingeschlossen, lugten die beiden in der Richtung des Waldes hin, von woher die Spitzbuben kommen sollten. Der dicke Nebel, der sich immer dichter zusammenballte, verdeckte leider die Bestrebungen ihrer Augen. So konnten die Gauner mit Hilfe dieses Nebels bis unter die Kanonen der Festung gelangen, ohne daß sie von der Besatzung gesehen wurden. —

Während also das Forsthaus in Verteidigungszustand gesetzt wurde, harrte die Bande vergeblich der Rückkehr Franzls.

„Er wird der Dirnelunseren Plan gebibbert (verraten) und diese ihn gleich dort behalten haben; solche Dummheit traue ich dem Würchen zu,“ brummte Bordolo, der Zigeuner. „Wehe ihm!“

„Wir können nicht länger warten,“ versetzte der Hauptanführer. „Vorwärts! Die alberne Dirne fürchten wir nicht!“ So marschierte denn die mit Hebebäumen, Knütteln und Messern bewaffnete Rotte dem Forsthaus zu.

Sehen konnten die beiden dort von den Anrückenden wegen des dichten Nebels niemand, aber sie hörten das dumpfe Trappen ihrer Füße. „Caro, pass auf!“ rief Mirzl ins Haus hinunter, und der Hundeveteran bellte herzhaft, denn weiter konnte er nichts mehr tun. Einer der Räuber machte auf das Bellen aufmerksam, ein anderer aber sagte: „Nichts zu fürchten, der alte Invalid hat kein Gebiß mehr.“

Die Räuber rannten schnell gegen das Haus an. In demselben Augenblick zuckten zwei rote Blitze

Mittlerweile befestigte Franzl auf Mirzls Befehl die Strohbindel an die Fahnenslange, welche neben einem Fenster des Oberstockes festgemacht war, und an welche bei Anwesenheit des gräßlichen Herrn die Fahne gehißt wurde.

Hellauf lohten die angezündeten Strohbindel, ob aber dieses Signal wegen des dichten Nebels in der Ferne gesehen werden konnte, war sehr fraglich.

Nun taten die beiden Belagerten Schuß auf Schuß aus den Fenstern, um auch dadurch Hilfe herbeizuziehen. Da krachte die eingeschlagene Tür zusammen. Mirzl wandte sich um, legte das Gewehr an, und in der nächsten Sekunde stürzte der erste der Eindringenden, von einer Kugel getroffen, mit einem Schrei zusammen. Dann zerrte sie den Franzl vom Fenster weg, und unter dem Schuge des Pulverdampfes verschwanden die beiden durch die Falltür, die zur kleinen Wendeltreppe führte.

Reuchend von der ungeheueren Aufregung wollte Mirzl, in der Unterstufe angekommen, ein wenig verschmäusen. Wehe! da stand der schwarze Bordolo mit wutblühenden Augen, ein Beil in der Hand. Mit den Worten: „Wart, Du verd — Here, jetzt habe ich Dich!“ drang er, das Beil hoch erhoben, auf das Mädchen ein. Mirzl war verloren, das sah man an dem Gesicht des hinter ihr dreinkommenden Franzl, welches grauhaft anzusehen war, so fürchterlich prägte sich das durch die entsetzliche Angst für der Geliebten Leben hervorgerufene Musikspiel aus.

Jetzt erhob Bordolo das Beil zum tödtlichen Schläge — da ertönte plötzlich in gelbem Tone das Wort: „Vater! und zugleich stürzte sich Franzl auf den Schwarzen und riß ihn mit samt dem Beile zu Boden.“

Mirzl war gerettet! Außerdem geschah ein Wunder — Franzl hatte die durch den Schreck bei dem Feuer verloren gegangene Sprache durch den jetzt ausgestandenen Schreck wieder erhalten.

So hatte der Doktor damals also doch recht gehabt, als er auf eine solche Möglichkeit der alten Urchel gegenüber hinwies.

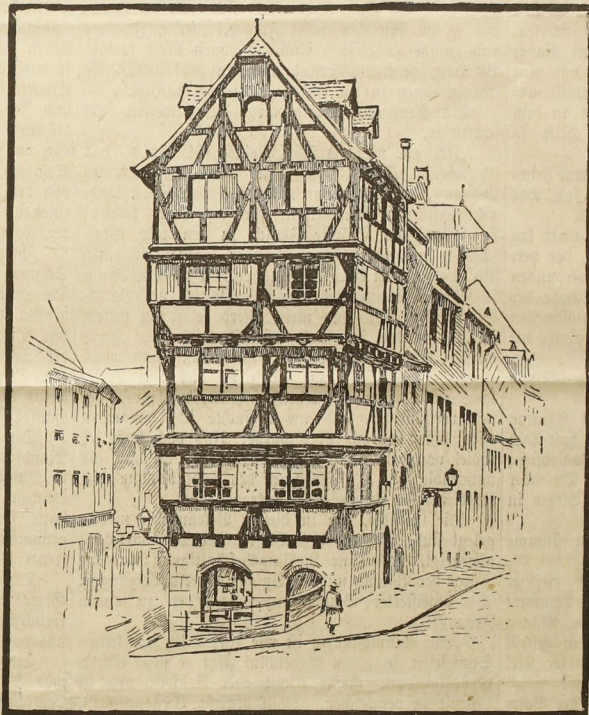
Dem schwarzen Bordolo war beim Niederstürzen das Beil entfallen; jetzt versuchte er, ein Messer zu ziehen, um damit den Franzl, seinen Sohn, unschädlich zu machen, der ihn am Boden festzuhalten suchte.

Einen Augenblick stand Mirzl sinnend da; sie wußte wirklich nicht gleich, wie sie dem Franzl beistehen sollte, dessen Kräfte zu schwinden schienen, denn Bordolo war riesenstark, weil er bestrebt war, wieder in die Höhe zu kommen. Da — endlich hatte der

Schwarze doch den Arm mit dem Messer so weit frei bekommen, um zustoßen zu können. Wohl hatte er Franzls Herz treffen wollen, aber die Vornehmung lenkte den Stoß, das Messer fuhr in den Oberarm und verursachte eine stark blutende Fleischwunde.

Ueber diese schändliche Untat, begangen an dem eigenen Sohne, geriet die ohnehin aufgeregte Mirzl derart in Wut, daß sie das Gewehr erhob, um dem Schurken (weil in der Wüchse kein Schuß mehr war) mit dem Kolben den Schädel einzuschlagen. Aber Gott wollte nicht, daß sie zur Mörderin werden sollte. Hinter ihr, von der Wendeltreppe her, krachte ein Schuß, derselbe hatte jedenfalls den Franzl treffen sollen, der den Bordolo gepackt hielt, statt dessen ging die Kugel aber dem Schwarzen in die Brust, der sofort ächzend zurückfiel. Laut schreiend und heulend warf sich nun der Sohn über den sterbenden Vater; der sah ihn noch einmal mit einem gräßlichen Blicke an, dann fiel er tot zurück.

Der Schuß war von einem der Spießgesellen abgegeben worden, die jetzt die Wendeltreppe heruntersamen. Er hatte den Bordolo von seinem Bedränger



Das Groland-Haus, welches vom Nürnberger Magistrat angekauft wurde. (Siehe Text Seite 55.)

rasch nach einander durch den Nebel, und der Knall der Gewehre donnerte über die Häupter der Angreifenden weg.

„Zurück!“ schrie Mirzl herab.

Aber die Räuber standen hart am Hause, sodas die Kugeln über sie hinweg gehen mußten.

„Habt Ihrs gehört, daß zwei schießen?“ knurrte Bordolo unter Flüchen. „Der stumme Hund stecht also doch drinn im Hause! Der kann sein Testament machen! Jetzt aber rasch die Haustür eingeschlagen, ehe die wahnsinnige Dirne das Gewehr senkrecht auf uns herunterhält!“

Wald war die Haustür aufgesprengt, und der Alarm bellende Caro niedergeschlagen. Ein paar von den Räubern eilten in den Keller, um den Schatz zu heben, den der Förster dort verborgen haben sollte; andere wühlten in der Unterstufe alles durcheinander, um Wertvolles zu finden. Ihre Mühe war jedoch umsonst, deshalb stiegen sie die Treppe hinauf, um oben vielleicht bessere Ernte zu halten. Aber hier waren alle Türen verschlossen, sie mußten selbige erst aufsprengen.

durch eine dem Franzl zugebachtete Kugel befreien wollen, das Gewehr war dasjenige, welches Franzl in den Händen gehabt, aber fallen gelassen hatte, als er seinen Vater niedersaß.

Aufs neue war jetzt das Leben der müßigen Dirthe in Gefahr, die beiden unten angekommenen Strolche wandten sich gegen sie; Franzl blutete heftig, konnte ihr also nichts helfen; sie war auf sich allein angewiesen. Glühend vor Aufregung, keuchend vor Anstrengung, mit aufgelöstem Haar stand sie gleich einer Rachegeßtin da und wehrte sich mit dem Gewehrkolben gegen die auf sie unter Flüchen eindringenden Räuber.

Schließlich wäre sie doch noch verloren gewesen, sie fühlte, wie ihre Kraft zu erlahmen begann — da hörte man das schnelle Trappen vieler Füße draußen, und in wenigen Minuten drangen mit Hallo sechs Männer in die Stube, die denn auch gleich seine Wirtschaft mit den Strolchen machten. Und es war die höchste, ja die allerhöchste Zeit, daß Hilfe kam, denn Mirzl war bereits niedergesunken und wäre so der Raube der Räuber rettungslos verfallen gewesen. Die sechs Männer aber waren Meisterlisten eines Jägerbataillons, die ihrer Heimat zuntarschierten. Sie hatten die Waiskische gehört, auch den Rauch von dem brennenden Strohbindel bemerkt und eine Feuersbrunst im Walde drin vermutet. Im Dauerlauf waren sie dann gerade zur rechten Zeit an dem Forsthaufe angekommen, wo man ihrer Hilfe so dringend bedurfte. —

Als der Förster gegen sechs Uhr wohlgenut heimkehrte, riß er freilich die Augen auf, als er sah, was passiert war.

Die Räuber waren gefesselt worden — einer lag im Keller betrunken beim Weinfäß — und der verwundete Räuber, der oben lag, war so gut verbunden worden, als es die Soldaten verstanden. Ebenso der Franzl. Den toten Boddolo schaffte man einzuweilen in den Schuppen; für heute war es zu spät, die Gerichte herbeizurufen.

Der Förster aber streichelte die Wange Mirzls und sagte vergnügt:

„Schau, Dirndl, so hat Dich Deine Ahnung heut früh halt doch nit betrogen! Na, Du hast Dich aber wader gehalten, wie ein richtiger Wachposten; eine andere wäre davon gelaufen. Wenn Du aber jetzt nit in die Zeitungen kommst, dann geschichts in Deinem Leben nit wieder!“

Der Alte erschauerte beinahe gar, als der stumme Franzl ihn anredete.

„Ist das möglich, ist das möglich?“ rief er wiederholt, kopfschüttelnd aus. „Zeichen und Wunder! Nun, es freut mich halt, daß Du Dich zum Rechten gehalten und nit auf die Seite der Salunken gestellt hast; so kann allweil immer noch ein tüchtiger Kerl aus Dir werden!“

Der Mirzl tat das Lob wohl, welches der Vater dem Franzl spendete; der Dursche kam ihr jetzt plötzlich ganz anders vor, und sie sah ihm mit eigenmächtigen Blüten an. Franzl aber wagte nicht, das Wort an sie zu richten, obgleich er jetzt reden konnte.

Die Räuber erhielten langjährige Zuchtstrafe; Mirzl aber mußte sich dem Grafen vorstellen und das Erlebte ausführlich berichten, worauf sie belobt und reichlich beschenkt wurde. —

Wer aber nach einer Reihe von Jahren im Forsthaufe zusprach, der konnte den alten Rauchenegger im Lehnsstuhle ruhen sehen — sein Adjunkt und späterer Nachfolger ist — Franzl, der Stummgewesene, der eben, das Gewehr über der Schulter hängend, eintritt, und sein Weib, die Mirzl, die einen prachtvollen Ruben auf dem Arme trägt, begrüßt. Außer ihrem Vater hat sie doch den Franzl am liebsten gehabt.

Walter Scott und seine Hunde.

Die Lord Byron, der seinem Hunde ein Grab und Monument errichten ließ und dessen Tugenden in begeisterten Versen verherrlichte, war auch sein nicht minder berühmter Zeitgenosse und Freund, Walter Scott, ein

großer Freund der Hunde. Während seines Lebens war er stets von einigen dieser treuen Genossen umgeben. Er behandelte seine Lieblingshunde wie Glieder der Familie und redete mit ihnen, als wären sie vernünftige Wesen. Als Dichter verherrlichte er sie in seinen weltbekannten Romanen und Poesien, und noch in den späteren Jahren seines Lebens erzählte er, wie sehr er sich gefreut, als er in einem Gewölbe in München eine Dose zum Kauf ausgestellt sah, auf welcher sein Lieblingshund abgebildet war.

Die Liebe des großen Dichters zu den Hunden war übrigens nicht eine einseitige Vorliebe für diese besondere Art Tiere, eine krankhafte Laune oder Sentimentalität, sondern sie war in dem milden Naturgefühl Scotts begründet, mit welchem er alle Geschöpfe der Tierwelt achtete und liebte.

Als schottischer Landbesitzer war Scott von frühester Jugend teils durch Ackerbau und Viehzucht, teils durch die Jagd mit der Tierwelt in mannigfache Berührung gekommen und hatte Gelegenheit gehabt, die Tiere des Hauses und des Feldes zu beobachten und ihr Wesen kennen zu lernen. Als er später ein eigenes großes Gut, Abbotsford, sich erworben hatte, war es für ihn eine große Freude, Pferde, Zugtiere und Hunde zu besitzen und mit ihnen nicht sowohl als Herr, denn als Freund umgehen zu können. Er trat zu ihnen in ein wahres Herzensverhältnis.

Eine Aeußerung Scotts möge dies beweisen. So schrieb er:

„Ich esse nie das Fleisch eines Geschöpfes, das ich lebend gefannt. Ich hatte einst ein prächtiges Gespann Ochsen, die wir mit der gewöhnlichen landwirtschaftlichen Dankbarkeit, für die Tafel töteten; sie sollen das schönste Fleisch in den vier Grafschaften gegeben haben; ich aber konnte nie einen Bissen essen von Gog und Mayon, die ich am Pfluge so sehr zu bewundern pflegte. Als ich noch Landwehrosffizier war und mein Pferd selbst zu satteln pflegte, machte ich Bekanntschaft mit einer Herde weißer Truthühner und warf ihnen dann und wann eine Handvoll Kafes zu, wenn ich aus dem Stalle kam. Mit wahren Verdruss sah ich, wie ihre Zahl sich verminderte, und nie versuchte ich, davon zu essen, ohne daß mir übel wurde. Und doch habe ich soviel von dem Rauchen und Kraftvollen an mir, als notwendig ist, alle Pflichten des Lebens ohne viel sentimentales Leidwesen zu ertragen.“

Die Gefühle, die in diesem Bekenntnisse niedergelegt sind, machten den Dichter der Landwirtschaft abgeneigt, und seine Lieblingsbeschäftigung war die Pflege der Bäume und die Anlage neuer Pflanzungen. Als begeisteter Baumpflanzer sagte er zu einem Freunde:

„Ein Baumpflanzer ist wie ein Maler vor seinen Staffeleien, in jedem Augenblick sieht er neue Effekte hervorkommen. Keine Kunst oder Beschäftigung ist hiermit zu vergleichen. Man genießt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich. Die eigentliche Landwirtschaft ist mir verhaßt. Viehmästen und -schlachten ist meine Sache nicht, und das Korn wachsen lassen, bloß um es wieder abzumähen, mit den Händlern wegen der Preise feilschen und stets von der Witterung abhängig sein, das alles sind Dinge, deren der Baumzüchter überhoben ist, der seine Mühe immer belohnt sieht.“

Auch die folgenden Tatsachen mögen hier angeführt werden, um die Tierfreundlichkeit Scotts zu beweisen: Er ging an jedem Morgen vor dem Frühstück in den Stall, um sein Lieblingsreitpferd selbst zu füttern, und eins derselben, der Braune Adam ließ sich von niemandem als von ihm selbst das Futter reichen. Auch durfte kein anderer Reiter als Scott es bestiegen. Wollte Walter Scott ausreiten, so wurde das Pferd vollständig gefättelt und gezäumt und dann die Stalltür aufgemacht. Sogleich trabte das verständige Tier allein bis zu dem Steine, dessen der Dichter seiner Laune wegen zum Aufsitzen sich bediente; hier stand es still und regungslos wie von Stein, bis der Reiter gehörig im Sattel saß, dann wickelte es ein paarmal vor und begann in lustigen Bogenhüpfen seinen Lauf.

Nach dem Gebrauche war Scott in der Jugend ein Jäger gewesen; er folgte hierin mehr dem Brauche seines Landes und Standes als dem eigenen Gefühle,

das sich am Ende stärker als der Zwang der Nationalfittie bewies. In späteren Jahren entsagte er nämlich gänzlich der Jagd, die er doch nur mit einer Art geheimen Unbehagens oder Gewissensvorwurf gepflegt hatte. Er sagte zu dieser Zeit:

„Ich gehe jetzt nicht mehr auf die Jagd, obgleich ich früher ein ganz guter Schütze war, aber in gewisser Art besand ich mich nie ganz wohl bei diesem Vergnügen. Es war mir stets ganz unheimlich zu Mute, wenn ich so einen armen Vogel getroffen hatte, der dann sein sterbendes Auge auf mich richtete, wenn ich ihn aufhob, als wollte er mir seine Ermordung vorwerfen. Ich will mich nicht sanftmütiger darstellen wie andere Leute sind, aber keine Gewohnheit konnte dies Gefühl der ausgeübten Grausamkeit bei mir vertilgen. Jetzt, da ich meiner Neigung folgen kann, ohne Furcht, mich lächerlich zu machen, sage ich frei heraus, daß es mir viel größere Freude macht, die Vögel lustig in freier Luft über mir herumfliegen zu sehen.“

Während die Tiere, die wir erwähnt haben, Pferde und Zugtiere, mit Scott nur zeitweilig in Berührung kamen und seine liebevolle Behandlung empfanden, so war es dagegen den Hunden und seiner Lieblingskatze vergönnt, den großen Dichter fortwährend zu umgeben und seiner Huld sich zu erfreuen. Sie waren Zeugen seines Familienglücks und Zeugen seiner dichterischen Arbeit, deren Erfolge die Welt mit seinem Ruhm erfüllten; denn im Hause, wie im freien, am Mittagstisch und im Kreise der Seinigen, wie in der stillen Studierstube war er stets von den treuen Fremden umringt. Das Hinscheiden eines der guten Tiere wurde wie ein Trauerfall in der Familie betrachtet.

Zur Anfang des Jahres 1809 hatte Scott den Schmerz, seinen Lieblingshund Camp zu verlieren. Der Hund war alt und schwach, hatte aber von seiner großen Intelligenz nichts verloren. Wenn der Diener den Tisch deckte, sagte er zu dem Hunde: „Camp, der Sheriff kommt über den Berg!“ und das treue alte Tier schleppte sich seiner Weisung gemäß entweder durch den vorderen oder hinteren Eingang des Hauses seinem geliebten Herrn entgegen.

Der Hund starb im Januar und wurde bei Mondschein in dem kleinen Garten hinter dem Hause in Edinburgh begraben, gegenüber dem Fenster, an welchem Scott zu schreiben pflegte. Der Dichter hatte für den Tag eine Einladung zu Mittag angenommen, ließ aber abjagen, weil ihm ein alter treuer Freund gestorben sei.

Dieser Lieblingspferd Scotts ist auf den früheren Gemälden des Dichters mit abgebildet, und sein Herr sprach nach seinem Tode stets von dem treuen Hunde wie von einem verlorenen Freunde.

Ein späterer oft erwähnter Lieblingshund Scotts war Maida. Wer den Dichter in seinem schloßähnlichen Landhause Abbotsford bei Edinburgh besuchte und in seine Studierstube eingelassen wurde, der fand ihn umgeben von Bischen und seinem Lieblingshunde Maida und dessen Genossen, deren Namen Nimrod, Braun Spice oder Hamlet lauteten, und unter ihnen die Hauskatze. Diese, Hinz von Hinzfeld, nach einem deutschen Märchen so benannt, saß auf der oberen Stufe einer Bücherleiter, die an das Büchergestelle angelehnt stand. Hinz von Hinzfeld war ein ehrwürdiger Kater, nicht mehr sehr beweglich, und bewachte gewöhnlich die Bewegungen seines Herrn und Maidas mit würdevollem Gleichmut. Beliebte es legerem, die Gesellschaft zu verlassen, so gab er seine Neigung zu erkennen, indem er mit seiner Pfote ebenso vernehmlich an die Tür klopfte, wie nur irgend ein fashionabler Kafal, und Scott stand sogleich auf und öffnete ihm mit höflicher Gile; sobald kam Hinz schmunzelnd von seinem behaglichen Sitze herab und bezog die Wache am Fußstuhle, da Maida auf Urlaub abwesend war. Was für ein Gespräch auch gerade im Gange war, es ward von Zeit zu Zeit durch irgend eine an diese vierfüßigen Fremde gerichtete Apostrophe unterbrochen. Scott sagte: sie verstanden alles, was er mit ihnen sprach.

(Allgem. Tierheyl-Zeitschrift, Darmstadt.)

Die schönsten Wasserfälle der Welt.

zu den größten Wundern Südamerikas und vielleicht der Welt gehören die Fälle des Flußes Iguazu, auf die der argentinische Bevollmächtigte auf der Weltausstellung in St. Louis vor kurzem die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt hat. Die Fälle des Iguazu sind fast dreimal so groß wie die des Niagara. Die Iguazu-fälle wurden schon im Jahre 1633 von Europäern entdeckt, als der Jesuitenmissionar Padre Montoya in der Nähe eine Mission gründete; aber erst in den letzten zehn Jahren sind wissenschaftliche Messungen vorgenommen worden. Kein anderes Land unter der Sonne, unter welchem Breitengrad es auch liegt, bietet dem Naturfreund soviel Reize, so erhabene Szenerien, so bezaubernd schöne Landschaften. Schon mehrere Kilometer vor dem Zusammenfluß mit dem Parana fesseln die großartigen Fälle das Auge. Der große Wasserfall des Iguazu ist aber nicht die einzige Naturschönheit dieser Gegend; es sind hundert, zweihundert Wasserfälle, ein wunderbares Bild reißt sich an das andere, das Wasser fließt hier nirgends ruhig, sondern tanzt, schäumt und erfüllt die Luft mit köstlichem Wasserstaub. Schon der erste Wasserfall, auf den man stößt, die Montag-Rastade, Macunday-Fälle, lohnt schon eine weite Reise. Hier und dort hocken rote Flamingos auf den Felsen, und sonnen sich in den Regenbogen, die durch den Wasserstaub gebildet werden. Dann gelangt man zu den Acarayfällen; noch auf fünfzig andere stößt man, die über 150 und

200 Fuß hohe Felsen stürzen; die einen ergießen sich in einer Masse über den Abgrund, andere zerstäuben ihre Wasser über zahlreiche Felskanten. Wandert man einige Kilometer unter riesigen Palmenbäumen weiter, so gelangt man in einen unbeschreiblich schönen Garten. Große Farne breiten ihre Wedel dreißig Fuß über dem Boden aus, Tausend von Orchideen in allen Farben und Formen schmücken die Farnen und Palmen bis zu 150 Fuß Höhe, so daß die Baumstämme unter der Blumenmasse verborgen sind. Erreicht man dann endlich die großen Fälle, so steht man überwältigt vor dem wunderbaren Panorama, das sich unendlich weit auszudehnen scheint. Von der brasilianischen Seite hat man einen prächtigen Blick auf den großen Fall El Salto Brazil, der 210 Fuß über einen halbkreisförmigen Fels von einem Umfang von 900 Fuß fällt. Jenseits ist ein anderer, zweimal so breiter und ebenso hoher Fall, Union Americana; und so setzen sich die Fälle weiter fort, soweit das Auge reicht. Der Anblick dieses Naturwunders, das Donnern der stürzenden Wasser ist so eindrucksvoll und erhaben, daß niemand sich dem entziehen kann. Die Iguazufälle sind dem Niagara nicht nur durch die Größe des Naturschauspiels überlegen, sondern auch durch die unendliche Mannigfaltigkeit der Bilder in dem Panorama, da zwischen den Fällen überall die tropische Vegetation hervorsprießt. Zahlreiche kleinere Fälle stürzen über vorpringende Felskanten und begleiten die größeren, diese springen wieder in gewaltigen Kaskaden auf andere Felsriffe über; hier sieht man einen einsamen Kiefernbaum

hervorragen; dort inmitten der rauschenden Flut eine Palmenaruppe. Ob man unter schlanken Palmen oder riesigen Rhododendren sieht, immer hat man ein neues Panorama vor sich, erblickt das Auge ein neues Wunder. Unten schäumt und tanzt das Wasser, der Wasserstaub steigt viele hundert Fuß hoch und bildet in allen Himmelsrichtungen Regenbogen in allen Farben, vom tiefsten Grün bis zum prächtigsten Blau. Die Wasser bilden entgegengesetzte Strömungen, laufen gegeneinander, bilden wirbelnde Massen in der Luft und kämpfen und ringen miteinander, während sie in den Abgrund stürzen, und darüber scheint am wolkenlosen Himmel die tropische Sonne. Der Beschauer glaubt sich in ein Traumland verlegt. . . Der Iguazu ist nur teilweise erforscht. Er entspringt in der Nähe der atlantischen Küste und ist etwa 460 km lang. Sein Hauptnebenfluß ist der Curitiba; dieser entspringt in den Curitibabergen und ist 380 km lang. Das Donnern der großen Fälle kann man auf manchen Tagen 18 km weit hören. Die Reise von Buenos Aires nach Corrientes kann man auf einem prächtigen modernen Flußdampfer durch eine der schönsten Gegenden der Welt machen. Von Corrientes geht ein kleinerer Dampfer ein- oder zweimal wöchentlich nach Posobas, und von dort bis zur Mündung des Iguazu macht man die Fahrt auf einem kleinen Dampfer oder einer Barkasse, was gewöhnlich vier Tage erfordert. Die großen Fälle liegen an den Grenzen der drei Republiken Brasilien, Argentinien und Paraguay, etwa 23 km von dem Zusammenfluß des Iguazu und Alto Parana.

Neuheiten
Helios - Diamant - Ring
beste Imitation der Welt.
von 1,50 an
- Preislisten frei. -
Gebr. Loesch, Leipzig 4.

Schmucksachen
Korpulenz Fettlieblichkeit
besiegt bei Damen und Herren am besten und natürlichsten unsere Sankt-Georg-Zehrkur. Wissenschaftlich begründet und preisgekrönt mit gold. Medaille, Ehrendiplom etc. Keine starken Hüften, kein stark. Leib mehr, dagegen graziöse Körperformen. Garant. unschädlich. - Kein Heil- od. Geheimmittel. Keine Aenderung der Lebensweise. Pk. M. 25. Nachnahme oder Postanweis. Allein echt zu beziehen von Wallbrecht & Co., Hygien. Institut Berlin 368, Karlsbadstr. 21.

Korpulenz Fettlieblichkeit
wird besiegt durch S. Tonolla-Zehrkur. Preisgekrönt mit gold. Medaille u. Ehrendiplom. Kein Harter Leib, keine harten Hüften mehr, sondern jugendlich schlank, elegante Figur und graziöse Taille. Kein Heilmittel, kein Geheimmittel, sondern naturgemäße Diät. Garantiert ungeschädlich für die Gesundheit. Keine Diät, keine Menberung der Lebensweise. Vorgügl. Wirkung. Paket 2.50 Mk. franco. gegen Postanw. od. Nachn.
D. Franz Steiner & Co., Berlin 28, Königgrätzerstr. 78.

Wer will kaufen oder verkaufen
Gut, Grundstück, Fabrik od. Geschäft irg. wech. Art od. an solch. sich zu teilw. wünsch. verlange in sein. eig. Interesse meine reichhalt. Offertentafel, welche ich bei Angabe näh. Wünsche kostenfrei zusende.
G. Schubert Dresden
Marieastr. 10, neb. Hauptpost.

Gummi-Waren
hygienische Jed. Art, viele Neuheiten. Konkurrenzlos billige Preise. Großer Illust. Katalog gratis u. franko.
Josef Maas & Co., Berlin 139 Oranienstr. 108
Größtes Haus der Branche

Kein Gutsbesitzer!
Kein Geschäfts-Inhaber!
Kein Buchhalter!
Kein Rechnungsführer!
Kein Commis!
Kein Lehrling!

Es veräume überhaupt Niemand, der Bücher führen oder solche führen lassen muss, sich den praktischen Leitfaden von G. v. Marby (Taschenformat)

„Der perfekte Buchhalter in einfacher und doppelter Buchführung“

gegen vorherige Einsegnung von M. - 65 kommen zu lassen.
Mein Leitfaden macht die Grundsätze beim Buchen, Übertragen und Abschliessen der Bücher durch beigefügte bildliche Darstellungen leicht fasslich und sofort Jedermann verständlich; falsche Buchungen daher ferner unmöglich!

Spart Zeit und viel Geld!
Sichert bessere Existenz, höheres Gehalt
Zu beziehen durch den Verlag
MAX PASCH, BERLIN SW., Ritterstrasse 60.

Jedermann ferner sein eigener Lehrer!

Collyony & Carneval
Dresden
Prelsbuch gratis und franco.

Deutschertüchtigt
Roland-Nähmasch., Waschmaschinen u. landwirtschaftl. Maschinen, auf Wunsch Teilzahlung.
Anz. 6-12M. Abz. 4-7M. mon. Geg. Barz. 11ef. Nähmasch. v. 48 Man.
Man verlange umsonst Preisliste. Roland-Maschinen-Gesellschaft
in Köln 451

Max Pasch, Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 68.

In meinem Verlage erscheinen:
Uebersichtskarte der Verwaltungsbezirke der Kgl. preussischen Eisenbahn-Direktionen.
Bearbeitet im Ministerium der öffentlichen Arbeiten.
Maßstab: 1:1 000 000. - Preis: Unaufgezogen Mark 5.-, aufgezogen Mark 18.-.

Uebersichtskarte der Eisenbahnen Deutschlands.
Bearbeitet im Reichs-Eisenbahn-Amt.
Maßstab: 1:1 000 000. - Preis: Unaufgezogen Mark 9.-, aufgezogen Mark 16,50.

Der Eisenbahn-Güterverkehr
(deutsch und international).
Nach dem neuesten Stande der Vorschriften bearbeitet von W. Pietsch, Geh. exp. Secr. im Reichs-Eisenb.-Amt.
Preis 3 Mark.

Offene Beinkranke
erhalten Anleitung zur Selbstbereitung eines vorzügl. und dabei fast kostenlosen Naturheilmittel, welches mich vor ca. 8 Jahren von 40-jährigen schmerzhaften, immer wieder aufbrechenden, Krampfadern-Geschwüren heilte.
Paul Hressler, Esslingen a. Neckar.

Viel zu teuer
sind meistens dgg. Artikel. Lassen Sie sich meine Briefe senden üb. **fonturteil**, bill. Briefe.
Bremen,
Otto Walter, Langenstraße 108.
Versand hygien. Artikel.

Magerkeit.
Schöne, volle Körperformen durch unser orientalisches Kräftpulver, preisgekrönt goldene Medaillen, Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 4-8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garantiert ungeschädlich. Streng reell - kein Schwindel. Viele Dankschreiben. Preis Karton mit Gebrauchsanweisung 2 Mark. Postanw. od. Nachn. exkl. Porto.
Hygien. Institut
D. Franz Steiner & Co., Berlin 28, Königgrätzerstr. 78.

Sächs. Musikinstrumenten-Manufaktur Schuster & Co.
Markneukirchen No. 302.
Fabrikation u. direkter Versand.
Illustrierte Hauptkataloge postfr.

Hygienische
Bedarfsartikel empfiehlt:
Dresdner Gummiwarenhaus,
Dresden-A. 99, Zwinglerstr. 8.
Behelfende Broschüre von Dr. Lindner gegen 50 Pf. (Britan.). Jll. Preisliste frei.

Hygien. Gummi-Waaren.
Preisliste gratis
Phil. Rümper, Frankfurt a. M. 19.

Billige böhmische Bettfedern
10 Pfd. neue geschlossene Mk. 5.-, bessere Mk. 10.-, weisse, daunenweiche, geschlossene Mk. 15.-, Mk. 20.-, schneeweisse, daunenweiche, geschlossene Mk. 25.-, Mk. 30.-, Versand franco, zollfrei, per Nachnahme. Umtausch u. Rücknahme gegen Portovergütung gestattet.
Benedickt Sachsels, Lobes 922, Post Pilsen, Böhmen.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuester Katalog m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. G. H. Unger, Gummiwarenfabrik, Berlin N., Friedr. 131 c.

Um günstiger einzukaufen, bitten wir die geehrten Leser, bei Bestellungen und Einkäufen sich stets auf dieses Blatt zu beziehen.

Verantwortlich für die Redaktion, für Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Gylboß, Berlin S., Verlag von Max Pasch, Berlin SW.; Rotationsdruck von Wilhelm Greve, Berlin SW.